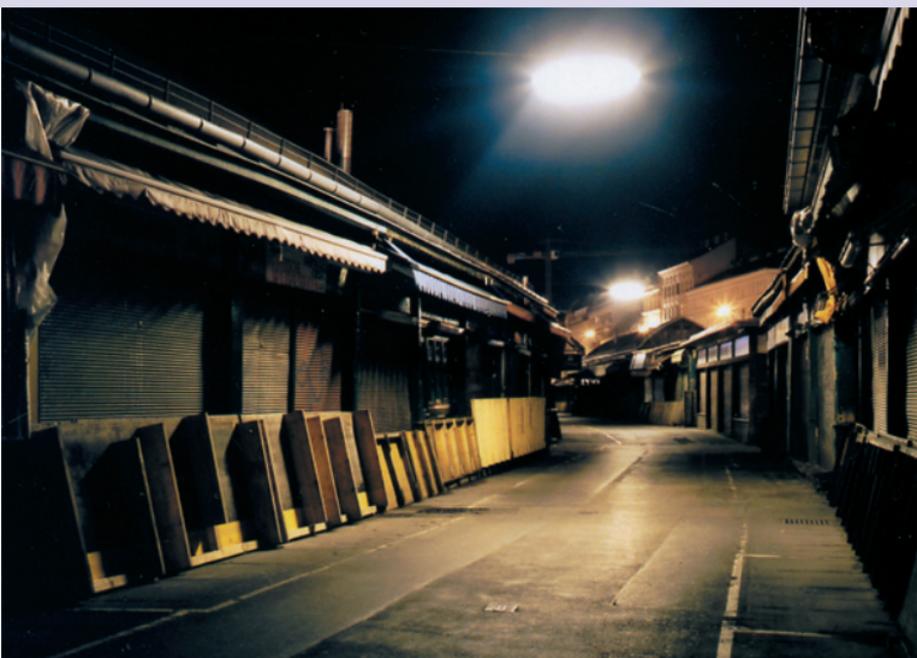


Doron Rabinovici Ohnehin Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3736

Stefan Sandtner, Facharzt für Neurologie, kämpft gegen die Krankheiten der Erinnerung, aber er kennt kein Mittel, um eine Frau zu vergessen, die noch unlängst mehr als nur eine Kollegin für ihn war. Er nimmt sich eine Auszeit vom Klinikdienst. Nur einen Patienten behandelt er weiter: den alten Herbert Kerber, der sich nichts länger als 15 Minuten merken kann – nur die Kriegsjahre, über die er zuvor nie sprach, sind in aller Schärfe präsent. Wenn Sandtner nicht bei seinem Patienten ist, treibt es ihn auf den Wiener Naschmarkt. Hier trifft er alte Freunde und macht neue Bekanntschaften. Und hier lernt er auch Flora Dema kennen, eine junge Filmemacherin aus Ex-Jugoslawien, die ihn in ihren Bann zieht. Und merkt nicht, in welchen Nöten sie sich befindet.

»Es gibt wenige Romane, in denen die Dialektik von Vergessen und Erinnern, Verschweigen und Reden, Verdrängen und Bekennen so komplex geschildert wird wie in Rabinovicis Roman.«

Paul Michael Lützeler, Die Zeit

Doron Rabinovici, 1961 in Tel Aviv geboren, lebt seit 1964 in Wien. Er ist Schriftsteller, Essayist und Historiker. Bisher erschienen: *Papirnik. Stories* (1994), *Suche nach M. Roman in zwölf Episoden* (1997), *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat* (2000) und *Credo und Credit. Einmischungen* (2001).

Doron Rabinovici

Ohnehin

Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Lisl Ponger

suhrkamp taschenbuch 3736

Erste Auflage 2005

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 3-518-45736-5

1 2 3 4 5 6 – 10 09 08 07 06 05

Für Xiane

1 Einmal muß Schluß sein. Genug der Leichenberge, fort mit Krieg und Verbrechen. Der Finger streicht, bestimmt schon zwanzigmal, über den roten Knopf der Fernbedienung, streift daran vorbei, drückt eine andere Taste, und die Bilder schlagen um, flackern über den Schirm, hier die Augen eines Mörders, da wiegen Körper sich zu Hip-Hop, dort eine, die sagt, ich habe dich betrogen, das sei heute unser Thema, und im Hintergrund jubelt das Publikum.

Fernsehen ohne Nachsicht. Er schaute, obgleich oder weil er nichts sah. Wenn ihn vor seinen Pflichten schauderte, das Pensum ihm angst machte, wandte er sich dem Gerät zu. Hier sollte ihn der Lichterglanz aufheizen. Aber während Stefan von einem Sender zum nächsten zappelte, wurde ihm zunehmend kälter, denn er war vor dem Apparat eingefroren, verharrte dort, brachte nicht einmal die Energie auf, in die Küche zu gehen, um ein Butterbrot zu schmieren oder Tee zu kochen. Wäre er nur aufgestanden, um die Suppe zu wärmen, schnell, in der Mikrowelle, so hätte er in diesen wenigen Minuten zu sich finden und daran denken können, wie viel Zeit bereits vertan war.

Er hatte diesen Vormittag nutzen wollen, um endlich zu beschreiben, was ihm vor einigen Wochen aufgefallen war. Eine ältere Patientin, eine ehemalige Deutschlehrerin, deren Gedächtnis allmählich erloschen war und die alle Worte verlernt hatte, war aus dem Bett gestürzt. Um ihren Schmerz zu lindern, hatte er ihr zusätzlich zu ihren sonstigen Pharmaka Ligatil, ein erst vor kurzem zugelassenes Mittel, verabreicht. Als er sie wenige Tage später morgens besuchte, war die Kranke erstmals seit langem wieder fähig, ihn zu grüßen, und wirkte überhaupt aufgemuntert. War diese Besserung Zufall gewesen? In diesem Moment war die Hoffnung in ihm aufgekeimt, er habe womöglich ein Zaubergebräu entdeckt, eine Kombination verschiedener Medikamente, eine

Melange aus Mnemocin, Neuroprotex und Ligatil, die in bestimmten Mischungsverhältnissen eine anregende Wirkung auf das Gedächtnis entfaltete. Die Neurologie konnte, zuweilen, gegen den Niedergang der Erinnerung ankämpfen; es war möglich, den Mangel oder den Überfluß eines notwendigen Botenstoffes auszugleichen, manchmal gelang es, wichtige Nervenstrukturen, etwa die empfindlichen Endungen der Sinneszellen, vor weiteren Schädigungen zu schützen, doch was vom Vergessen verzehrt worden war, konnte meist nicht mehr gerettet werden, war zu Asche zerfallen. Deswegen hatte er es kaum glauben mögen, als auch bei einem anderen alten Patienten Anzeichen einer deutlichen Besserung aufgetreten waren. Er hatte ihm nach einem Sturz ebenfalls Ligatil gegeben. Rief der Kranke, der vor kurzem niemanden mehr erkannt hatte, nicht wieder »Rosa«, wenn seine Frau den Raum betrat? Hatte der Bettlägrige der Krankenschwester nicht mit einemmal von seiner einstigen Anwaltskanzlei erzählt? Es war nicht schwer gewesen, Professor Franz Kahlbauer mit diesen zwei Fallgeschichten zu beeindrucken, ihn von der Notwendigkeit einer Untersuchung zu überzeugen. Das rätselhafte Wechselspiel von Mnemocin, einem neueren Acetylcholinesterasehemmer, von Neuroprotex, das bestimmte Rezeptoren zu ummanteln half, und von Ligatil, das zumeist gegen Schmerzen und zuweilen gegen Depressionen eingesetzt wurde, sollte überprüft werden, und der Chef hatte ihn gebeten, das Konzept einer Studie zu entwerfen. Aber nun vermochte Stefan Sandtner nicht festzuhalten, wovon er einige Tage zuvor geschwärmt hatte. In ihm stauten sich die Wörter. Im Spital hatte er von seinen Plänen zu sprechen gewußt, noch während er sie entwarf, und so hatte er sich vor Professor Kahlbauer heiß geredet, doch nun schienen ihm seine Gedanken abgestanden. Womöglich hatte er den alten Neurologen zu leicht zu überzeugen vermocht. Ein so schneller Erfolg machte ihn mißtrauisch. War es wirklich notwendig, die Auswirkungen

eines Mosaiks aus Pharmaka auf das Gedächtnis zu überprüfen? Kannte er solche Tests nicht zur Genüge? Unzählige Experimente, von denen niemand ahnte, ob sie helfen würden. Er wußte nicht einmal, welche Überschrift diese Arbeit benennen und rechtfertigen sollte. Nur der Untertitel stand auf dem Monitor zu lesen: Forschungsexposé von Dr. Stefan Sandtner.

Zweifel überfielen ihn, und er, der festhalten sollte, welches Ziel die Untersuchung verfolgen sollte, welchem Zweck sie dienen würde, glaubte nun selbst nicht mehr daran, suchte vor dem Fernseher nach einem Ausblick und hoffte auf Entspannung. Doch was ausgestrahlt wurde, erhellte ihn nicht. Alle Gedanken und seine Vorsätze verrauchten im Geflimmer. Für viele Kranke im Spital war der Apparat ein Segen. Vor dem Bildschirm wurden die Ängstlichsten ruhiger, und zuweilen schaltete Stefan das Gerät ein, um einen Patienten abzulenken, wenn er ihm eine Spritze verpassen wollte, denn dann wirkten viele nicht mehr so verloren und unsicher, sondern schauten an ihm vorbei, schauten auf und lächelten, sobald sie die jungen Schönheiten sahen. Sie beteten an, was ihnen gezeigt wurde. Hier wurden die Verwirrtesten andächtig. Jede Sendung wurde zur heiligen Empfängnis.

Wenn Stefan einen Film aufnahm, so griff er nie mehr zur Kassette, sondern stellte sie, nachdem sie verzeichnet war, in der Videothek ab, ohne sie je wieder zu beachten. Er nahm sich vor, sie irgendwann anzuschauen, und dabei blieb es, denn er hatte allemal Besseres zu tun und Wichtigeres, wie jetzt etwa, da es darum gegangen wäre, an seinem Forschungskonzept zu sitzen, dieses Wochenende im August des Jahres neunzehnhundertfünfundneunzig nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, zumal er ohnehin werktags und so manche Nacht seinen Dienst ableisten mußte. Er hockte nie voller Vergnügen vor dem Fernseher, sondern bloß, wenn er nicht mehr weiterkonnte und ihn nichts als das schlechte Gewissen von einer Station zur nächsten scheuchte.

Er saß immer noch regungslos vor dem Gerät und beschloß, ein allerletztes Mal zwischen den Kanälen umherzustreifen, damit klar würde, daß er nichts versäumte und abschalten könnte, da blieb er bei einer Talkshow hängen, stockte, als er einen bekannt-berühmten Boulevardjournalisten sah; und Stefan überkam ein Überdruß, denn er mochte nicht wieder die ewig gleichen Phrasen hören, wollte nicht pflichtschuldigst in Empörung verfallen. Er mied den Zwang zur unentwegten Entrüstung, und entschlossener tastete sein Finger zum roten Knopf, er sagte laut vor sich her: »Einmal muß Schluß sein«, doch in dem Augenblick, da er diesen Satz sprach, rief der Redner dieselben Worte in das Mikrofon: »Einmal muß Schluß sein«, und während Applaus aufschäumte, glitt dem jungen Arzt die Fernbedienung aus der Hand.

Seit einigen Wochen meinte er diese Sentenz überall und von vielen zu vernehmen, und wenn mancher seiner Bekannten anhub, er könne nichts mehr hören von österreichischer Politik, dann rechnete Stefan damit, eine weitläufige Tirade über sich ergehen lassen zu müssen. Sie konnten einem nicht genug versichern, wie sehr es ihnen reichte, über die hiesigen Zustände zu reden, doch ihn ödete wiederum an, diesen immer gleichen Vorträgen lauschen zu müssen, denn während jener langen Ausführungen konnte er an nichts denken als an Sonja.

Vergiß sie, drängte ihn seine ganze Umgebung. Stefan ging es in seinen neurologischen Studien darum, die Merkfähigkeit der Patienten zu steigern, und mit besonderer Begeisterung hatte er Gedächtnismeister beobachtet, etwa Menschen, die komplizierte Gleichungen im Kopf zu lösen vermochten. Die Kunst der Erinnerung war ihm nicht fremd, bloß die des Vergessens, und jeder Versuch, Sonja ein für allemal abzuschreiben, scheiterte.

Als das Telefon läutete, fühlte er sich ertappt wie ein Kind und drehte sogleich den Fernseher ab. Er stürzte zum Hörer,

aber sobald er antwortete, hörte er, wie gereizt sein Hallo klang, als störe ihn der Anruf mitten in einer wichtigen Arbeit, die keinen Aufschub duldete. Die lederne Stimme eines älteren Mannes. »Herr Doktor, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie am Wochenende behellige. Paul Guttman spricht. Aus der Lehargasse. Ihr alter Nachbar, der Vater von Micha, aus dem zweiten Stock.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Guttman, glauben Sie, ich weiß nicht mehr, wer Sie sind? Wie geht es Ihnen?«

»Man lebt«, versetzte der, und es klang, als bedaure der Alte dies. Stefan war von Paul Guttman bereits als Kind begeistert gewesen. Der Geschäftsmann hatte jedesmal ein Himbeerzuckerl für ihn aus den Taschen gefischt, mit ihm gescherzt, Witze erzählt. Alle waren von seiner Offenherzigkeit angetan gewesen. Stefans Vater mochte Guttman, aber nie hätte Willhelm Sandtner gewagt, es dem jüdischen Großhändler, der aus Rumänien stammte, gleichzutun. Viel zu sehr war der Jurist, ein Mitglied des obersten Verfassungsgerichtshofes, um Würde und, wichtiger noch, um Gelassenheit bemüht gewesen.

»Herr Doktor ...«

»Aber Herr Guttman, ich bitte Sie, lassen Sie doch diesen ...«

»Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, Sie sind jetzt erwachsen, sind Doktor, und damit Schluß. Außerdem wende ich mich an Sie als Mediziner. Verzeihen Sie, daß ich Sie an einem Samstag aufscheuche, aber der alte Kerber, Sie erinnern sich doch an Herbert Kerber, den praktischen Arzt, den Papa von Hans und Bärbl, kurz und gut, der Mann ist vollkommen meschugge geworden. Was soll ich Ihnen sagen, er ist nicht normal, und ich weiß nicht, was tun.«

»Was ist denn geschehen?«

»Seit Tagen glaubt er sich auf der Flucht. Die Putzfrau, die auch für Ihre Familie gearbeitet hat, Sie wissen, die Dejanovic, sie kauft für ihn ein, macht ihm sein Essen, heute hat er

sie nicht zur Tür hineinlassen wollen, aber was soll ich Ihnen erzählen. Sie werden es doch nicht glauben. Ich dachte mir, ein interessanter Fall für Sie, Herr Doktor Sandtner. Schauen Sie sich das an.«

Stefan war beeindruckt, daß Paul Guttman noch von seinem Spezialgebiet wußte. Obgleich der Kaufmann, ein Grossist, einigemal in seinem Leben der Begründer mehrerer Ladenketten gewesen war, hatte er bei allem notwendigen Überblick nie die Sicht fürs Detail verloren, und bis heute erzählten manche von seinen sagenhaften Fähigkeiten. Es hieß, er habe jede Vereinbarung, jegliche Abmachung, auch die Namen der zahlreichen Angestellten im Kopf behalten. Sein Büro sei ein kahles Zimmer mit Tisch, Sessel und Telefon gewesen, bar jeglichen Prunks oder Komforts.

Stefan verspürte nicht viel Lust, sich mit der senilen Demenz des einstigen praktischen Arztes Herbert Kerber, der ihm als Bub unheimlich gewesen war, auseinanderzusetzen, zumal am Wochenende, an dem er seine Studien vorantreiben wollte, doch hatte er nicht gelernt, nein zu sagen. Die Ausführungen Gutmans hatten ihn neugierig gemacht, und noch mehr, was er ihm nicht zu erzählen bereit gewesen war. Wie sollte er dem Helden seiner Kindheit eine Bitte abschlagen? Er sah ihn noch vor sich, Paul Guttman, in blauem Einreihler und weißem Hemd, dezent, mit rosenroter Krawatte und dazu passendem Kavalierstuch; im Herbst trug er unter seinem Ulster ein geblühtes Cachenez, das Haupt beschirmte ein Borsalino mit breiter Krempe. Seine Haut war von südlichem Teint, das Haar schwarz, die Backen wirkten beinahe schattiert. Seine bernsteinbraunen Augen lachten einem groß entgegen, wenn der Geschäftsmann ernst war, verengten sich jedoch zu Schlitzen, sobald ihn die Freude übermannte.

Stefan versprach, noch vor dem Mittag vorbeizukommen, und er hoffte auf ein wenig Abwechslung, um nicht an Sonja denken zu müssen. Nachdem er aufgelegt hatte, setzte er

sich an den Tisch, um doch noch zu schreiben, aber ehe er zu einem Wort gefunden hatte, überschwemmte ihn die Einsamkeit, und ihm wurde regelrecht übel bei dem Einfall, wie verloren er ohne Sonja nun war. Gemeinsam hatten sie in den letzten Monaten dieselben Kranken behandelt, gemeinsam gesehen, wie aus humorvollen, geistreichen Menschen sabbernd blubbernde Maulwürfe geworden waren. Jeder Satz, den Sonja begonnen hatte, war von ihm vollendet worden. Und umgekehrt. So war ein Gedanke an die Medizin ebenso einer an diese Frau, der er bereits während des Studiums begegnet, die ihm aufgefallen war, ehe sie beide von ihrem Interesse an der Neurologie geahnt hatten. Sie hatten vor den Glasvitriolen der alten Anatomie gesessen, beide in Vorbereitung auf das Knochenkolloquium, die Bücher auf dem Schoß. Ein heißer Junitag vor mehr als einem Jahrzehnt, in den Händen hatte er ein blankblasses Gelenkpräparat, einen Rest aus Kapsel und Knochenkopf, aus Wadenbein, Schenkel, Meniskus und Sehnen, gehalten, nach allen möglichen Richtungen verdreht und ausprobiert, dabei aber verstohlen auf die schlanken, beinah spitzigen hellbronzenen Knie der Studentin geschaut.

Jahre später erst, im zweiten Abschnitt, sah er sie im Praktikum der Nervenheilkunde wieder. Sie begeisterten sich beide für das Fach, besuchten dieselben Veranstaltungen, fragten einander wechselseitig ab, lernten die Nächte durch, schliefen über den Skripten ein, frühstückten hernach zusammen. Sie bestanden das Examen am selben Tag, erst er, dann Sonja, und sie drückte ihm vor Freude einen Kuß auf den Mund, umarmte ihn, vergaß den ganzen Lehrsaal, selbst den Professor, bis einige Studenten auflachten. Während der Spezialisierung bei Professor Kahlbauer war er in ihre Wohnung gezogen, aber in den letzten Wochen vor dem Abschluß stritten sie. In jeder ihrer Bewegungen sah er bloß noch einen rechten Winkel, mit angepreßten Ellbogen, mit geballten Fäusten eilte sie durch das Spital. Ihn ärgerte, wie oft sie

sich räusperte, er haßte, wenn sie ohne Unterlaß hüstelte, dabei emsig nickte. Innerlich kratzte und juckte es sie. Alle paar Minuten schraubte sie den Labello auf und salbte ihre Lippen. Nicht mehr geradlinig und beständig schien sie ihm, sondern kleinkariert, flach und starr, doch er konnte nicht von ihr lassen. Als sie ihm eröffnete, daß sie nichts mehr mit ihm anzufangen wisse, versank er ins Bodenlose. Sie lagen noch einige Nächte nebeneinander, die Gesichter unter Tränen, die Liebe verschlammt.

Seither hauste er wieder in seiner Garçonnière. Er konnte bloß noch an die Anfänge ihres gemeinsamen Lebens denken. Allein der Widerwille, den er gegen die Klinik entwickelt hatte, war geblieben. Hatten ihn aber vor wenigen Wochen, als er im Begriff gewesen war, seine Ausbildung erfolgreich abzuschließen, die Karriereaussicht und die gemeinsame Zukunft mit Frau Doktor Sonja Kramar angeödet, so glaubte Stefan nun, ohne sie sei für ihn die Neurologie ohne Sinn. Wenn sich eine Möglichkeit bot, die Abteilung einen Moment lang zu vergessen, ergriff er sie. Ihm war jede Ausrede recht. Selbst wenn es galt, sich um den alten Kerber kümmern zu müssen.

Vielleicht hatte er an der Neurologie zu zweifeln begonnen, seit er den Abschluß vor Augen und ein Angebot von Professor Kahlbauer hatte. Erfolge, die ihm zu leicht zufielen, interessierten ihn nicht mehr. War es mit der Malerei nicht ähnlich gewesen? In der Schule hatte er alle mit seinen Skizzen, Zeichnungen und Ölbildern genervt. Ohne Schwierigkeit bekam er einen Studienplatz an der Akademie. Nach einer Gemeinschaftsausstellung jugendlicher Künstler war er von der Kritik einhellig gelobt worden, aber seither hat er nie wieder zum Pinsel gegriffen. Er verließ seine Klasse einfach und beschloß von einem Tag zum anderen, Medizin zu studieren.

Während er vor dem Schreibtisch saß und ihm kein Anfang gelingen wollte, fiel sein Blick auf eines der Gemälde,

die er vor mehr als einem Jahrzehnt fertiggestellt hatte. Er stand auf, um zu seinen Büchern zu gehen. Vielleicht würde er in irgendeinem eine Idee finden, die er an den Anfang seines Exposés stellen könnte. Er fuhr mit dem Finger das Regal entlang. Da war ein Band ohne Umschlag, der ihm bekannt vorkam, und um sich seiner zu entsinnen, zog er ihn hervor, doch im Moment, da er den Titel las, zuckte ein Schmerz in ihm auf. »Stories in an almost classical Mode by Harold Brodkey.« In ihrem ersten Sommer, kurz nach der bestandenen Neurologieprüfung, hatte Sonja begonnen, darin zu lesen. Er sah sie noch vor sich, wie sie an einem der frühen Tage, da sie über Nacht in sein Bett geschlüpft war, auf der Couch gesessen, ihr hochgezogenes Knie umarmt, das Kinn darauf gelegt und die amerikanischen Kurzgeschichten gelesen hatte. Es war das erste Geschenk von ihr gewesen. Er klappte es auf, sah ihre Widmung, und blätterte weiter.

Er war in den letzten Wochen durch die Lokale gestrichen, um Sonja mit Wein und Wodka fortzuspülen, hatte im Zimmer ihre Spuren getilgt, seine Regale, Schubladen und Taschen von jedem Foto, jedem Blatt, das ihm von ihr geblieben war, gereinigt, alles eingepackt, verschnürt und im Landhaus seiner Eltern, im Keller, verstaut. Sein Vater hatte nur müde gelächelt und ihm dann eine Abhandlung des Ovid in die Hand gedrückt. Rezepte gegen das Liebesleid. In diesen Ausführungen schlug der Dichter vor, auf paradoxe Weise die Erinnerung zu überlisten, indem das Gedächtnis in den Dienst des Vergessens genommen würde. Der verschmähte Liebhaber sollte sich möglichst lebhaft veranschaulichen, wie hassenswert die Angebetete in Wirklichkeit doch war. Hatte sie weibliche Rundungen? Dann war sie dick. War sie zart und schlank? Sie war dürr. Und erst ihr Charakter! Wußte er nicht mehr, wie berechnend, raffgierig, launisch, engherzig und, darüber konnte es nun keinen Zweifel geben, treulos sie war?

Den größten Verstoß gegen die Anleitungen des Ovid be-
ging Stefan jeden Tag aufs neue, und er konnte nichts daran
ändern, denn der Dichter hatte dem Liebenden eingeschärft,
er müsse jeglichen Ort meiden, an dem die alten Gefühle
wachgerufen würden, wo die Glut unter der Asche wieder
aufzuflackern vermochte, auf jeden Fall habe er alle Plätze zu
umgehen, an denen er sie, was das Schlimmste wäre, wieder
treffen könnte. Stefan arbeitete jedoch mit Sonja Kramar,
pfl egte mit ihr Kranke, sah sie bei den Besprechungen und
Visiten, mußte ihre Blicke kreuzen und konnte ihnen nicht
standhalten und nicht ausweichen. Kam sie ihm nah, wollte
er fort, war sie nicht da, vermißte er sie.

Er wohnte im vierten Bezirk, in der Heumühlgasse, und
um den Patienten in der Lehárgasse aufzusuchen, mußte er
nicht weit gehen. Er trat auf die Straße, ging an wenigen Häu-
s ern entlang, querte die Rechte Wienzeile, schlängelte sich
dabei durch den Verkehrsstau. Er wollte weiter eilen, um den
Kranken aufzusuchen, durch den Naschmarkt hasten, aber
Stefan tauchte ein in das Gedränge der Massen, die sich
am Samstagvormittag zwischen die moosgrün bemalten und
mattgelb überdachten Hütten und Pavillons schoben und
durch die beiden Straßenzüge aus Läden, vor denen, in Hüft-
höhe, eine Arena aus Früchten, Pflanzen, Kräutern, Käse
und Gebäck arrangiert war, aus Holzkisten, Kartonstellagen
und Plastik Kästen voller Waren, und in den Behältern steck-
ten Stiele mit schwarzen oder steingrauen Schiefertafeln,
worauf festgehalten war, wofür wieviel verlangt wurde. Dar-
über blähten sich bunte Markisen im Wind. Stefan versank
im Stimmenreigen und hörte nichts mehr vom Autolärm.
Die Händler besangen ihre Ware, lockten ihn heran. Er
tauchte ab in die Mischung aus scharfen Aromen und süß-
lichen Düften. Im Fenster eines orientalischen Händlers sah
er Hunderte Gewürzsäckchen, jedes mit einem Zettel ver-
sehen, worauf Charakter und Nutzen der jeweiligen Spezerei
vermerkt war. Er ging vorbei an japanischen Sushibuden, an

chinesischen Delis, an einem marokkanischen Restaurant, einem indischen, persischen, türkischen, an einem Espresso und einer italienischen Pizzeria. Vor dem Wiener Gastwirt und dem Würstelstand ekelte ihn an diesem Augustmorgen, denn nach der deftig heimischen Küche sehnte er sich erst wieder, wenn es herbstelte. Im dichten Gedränge dieses sommerlichen Vormittags gerieten die Menschen leicht aneinander. Der Sauerkräutler, von dem es hieß, er habe auch schon heißeres Kraut vertrieben, schrie seine polnische Aushilfe nieder, denn groß war die Hektik am Wochenende, und hier ging es ans Eingemachte. Der Verkäufer fischte mit einer Holzklammer eine Salzgurke aus einem Faß und reichte sie einer Kundin. Die Frau ließ den Kopf in den Nacken fallen und biß ab vom tropfenden Knollen. Ein Ausrufer schärfte sein Messer, sang: »Billigerbilliger Kebab.« Eine chinesische Standlerin rief ihren blondierten Sohn, schimpfte ihm hinterher, denn der trollte sich davon.

Er hatte diesen Ort als Kind bereits an der Hand seiner Mutter kennengelernt. Sie war werktags von der anderen Richtung aus, von der Dreihufeisengasse, wie die Lehárgasse damals noch geheißen hatte, kommend, einkaufen gegangen, denn sie begnügte sich nicht mit dem oberen Naschmarkt, der sich am Rande des Zentrums befand und der eigentlich, topographisch gesehen, tiefer lag als der sogenannte untere Naschmarkt, preislich jedoch weit höher reichte. Ein Gemüsegeschäft unweit der alten Bürgerswohnung etwa mied Frau Sandtner, und sie sagte jedesmal, wenn sie daran vorbeisritten, laut: »Komm, Stefan, fürs Kraut brauch ich nicht zum Apotheker«, denn der Preis des Salates erinnere sie dort, sagte Anna Sandtner, an den eines seltenen, unerschwinglichen Medikaments, dessen Kosten mit der pharmazeutischen Grammwaage errechnet werde. Während sie diesen Betrieb verschmähte, schwor sie hingegen auf den exklusivsten Fischhändler nebenan. Heinz Zednicek wußte, an welchem Wochentag seine Stammkundin vorbeikommen wür-

de, und wenn er und seine Frau die gnädige Frau Doktor erblickt hatten, konnten die beiden vor Freude kaum an sich halten, wußten sie, jetzt ging es ans Ausnehmen, wetzte er die Messer, richtete sie einen Sessel her, scherzte mit dem kleinen Stefan, der offenen Mundes verfolgte, wie ein frischer Karpfen, eine Forelle oder ein Angler aus dem Aquarium geholt wurde, und mit einem Schlag wurde bereits gereinigt und zerteilt, was noch zuckte, und wenn Gnädigste schauen wollen, wie gewünscht, keine Gräten.

Dreißig Jahre später war der untere Naschmarkt, der flußaufwärts lag, immer noch der billigere, doch war hier ein Panoptikum aus Speisen und Küchen entstanden, ein Zentrum der Zuwanderung, eine permanente Weltausstellung der kulinarischen Genüsse. Er schlug sich durch den Dschungel voller Obst und Gemüse, Äpfel und Birnen, Feigen und Datteln, Rüben und Rettich, Knollen und Knoblauch, Kirschen und Kiwis, Topinambur und Tomaten, Bananen und Papayas, Mangos, Mangold und Mandarinen.

Dieser Platz war eine eigene Welt, eine Insel mitten in der Metropole. Der Markt lag eingekeilt zwischen Rechter und Linker Wienzeile auf einem seit mehr als hundert Jahren unterirdischen Stück des Flusses, der Wien, war von dichtem Verkehrsstrom umbrandet, erstreckte sich über dem Kanal, zog vom Karlsplatz und von der Sezession bis hin zur Kettenbrücke. Das Gewässer war von der Oberfläche verbannt worden, damit Ordnung herrsche, doch trotz aller Regulierungen wogte über dem Kanal ein turbulenteres Leben als in den Bezirken ringsum.

Hier, wenige Meter vor seiner Wohnungstür, befand sich der Naschmarkt, eine der einzigartigsten Spezialitäten der Stadt und eine eigene Stadt der Spezialitäten. Ohne Guttman wäre Stefan den ganzen Tag vor dem Fernseher verschimmelt. Das sollte sich ändern. Einmal mußte er aufhören, sich hinter seinen Studien und seiner Depression zu verkriechen, dachte er, während er auf einen Laden voller

orientalischer Leckerbissen stierte, sich in der Fülle von Oliven, Schafskäse, Börek, Mandeln, Fladenbrot und Sesamingen verlor. Da hörte er hinter sich eine weibliche Stimme im rauhen Akzent sagen: »Mehr, mehr, erst wenn ich sage, ist Schluß«, da stand sie, breitbeinig, Zeigefinger und Daumen abgespreizt, die Hände zu Pistolen geformt, zielte sie auf den Händler, der das Lachen unterdrückte, Angst markierte: »Bitte, nicht schießen«, und Pistazien auf die Waage rinnen ließ, aber sie: »Noch, noch und aus. Basta.« Der junge Verkäufer griff sich an die Brust, sagte: »Mitten ins Herz«, und derweil er die Nüsse einpackte: »Also ein Sackerl Pistazien. Was darf's noch sein?«

»Das war's.«

Darauf er: »Nichts sonst? Ganz alleine heute?«, um, als sie die linke Braue hob, den Mundwinkel verzog, höflich nachzusetzen: »Zwanzig, bitte sehr. Danke vielmals. Schönes Wochenende.«

Stefan starrte sie an. Ihr Haarflaum reichte bis unter die Ohren ins Gesicht und im Gegenlicht war ein leichter Oberlippenbart zu erkennen. Die hohen Backenknochen und ihre großen dunklen Augen, ihre olivbraune Haut und die schwarzen Locken ließen die knallrot geschminkten Lippen greller leuchten. Sie wirkte in ihrer einfachen Kleidung, mit blutorangem Top und enger, dunkler Hose, vornehm, ja selbst wie sie da in ihren schwarzen Flipflops, Strandschuhen, umherspazierte, war sie leger, doch elegant, und alles um sie herum geriet in Spannung.

Stefan dachte an die letzten Empfehlungen des Ovid. Neue Liebe sollte die alte vergessen machen. Von einem Patienten gefragt, ob er von einem solchen Wundermittel die spontane Heilung seiner Trennungsmelancholie erwarten dürfe, hätte der Nervenarzt Stefan Sandtner wohl darauf hingewiesen, daß Gefühle nicht erzwungen, Trauer über eine gescheiterte Beziehung nicht mutwillig übersprungen, eine Erinnerung nicht bedenkenlos ausgelöscht werden